

## Über das Interesse der Grammatiktheorie an Sprachwandel und ihr Desinteresse an Sprachgeschichte

### I. Einleitung:

Wir können einen ständigen Zuwachs des Interesses an Sprachwandelforschung beobachten. Nicht beobachten können wir jedoch, daß der Sprachgeschichtsforschung auch nur annähernd ein vergleichbares Interesse entgegengebracht würde. Warum profitiert eigentlich die Sprachgeschichtsforschung so wenig vom explosionsartigen Interesse an der Sprachwandelforschung? Und warum läßt sich das Desinteresse an Sprachgeschichte im Grunde auf allen Ebenen der Informiertheit feststellen: bei den Studierenden ebenso wie bei den Lehrenden und Forschenden; innerhalb der Fakultäten für Sprach- und Literaturwissenschaften genauso wie außerhalb bei der sprachlich interessierten Öffentlichkeit?

Offensichtlich gibt es Unverträglichkeitsreaktionen zwischen Zeitgeist und Sprachgeschichte. Es läßt sich geradezu eine Abneigung gegen die Beschäftigung mit Sprachgeschichte feststellen; und diese Abneigung stellt sich noch vor aller Reflexion darüber ein. Feste Überzeugungen, die sich unabhängig vom Ausmaß der Reflexion zuverlässig einstellen, sind in der Regel Folgerungen, die sich von selbst aus einer axiomatischen Basis speisen, die von allen unhinterfragt und unbewußt geteilt wird. Doch wie können wir uns diese Grundüberzeugung, von der sich unsere Arbeitsvorlieben und -verweigerungen offenbar ableiten, bewußt machen? Und wie kommt es, daß das Interesse an Sprachwandel davon unberührt bleibt. Gibt es zwei Klassen von Diachronie? Bedenkenswert ist auch, daß von Coserius epochalem Plädoyer für die Einbeziehung der Diachronie, bzw. für die Aufhebung der Grenze zwischen Synchronie und Diachronie, nur die Sprachwandelforschung profitiert hat. Sprachgeschichtsforscher sind weiterhin massiven Grenzkontrollen ausgesetzt. Der Zutritt ins Gebiet der Synchronie bleibt ihnen häufig verwehrt. Der kognitive Monitor der Systemlinguistik läßt nur durch, was er an Daten braucht. Und viele Sprachgeschichtsdaten scheinen nicht gebraucht zu werden. Sprachgeschichte wird bestenfalls als Datenreservoir betrachtet, aus dem man sich bedient: "die guten ins Töpfchen der Sprachwandelforschung, die schlechten ins Kröpfchen". Die Sprachgeschichte ist das Gebiet, das lediglich den Rohstoff zu liefern hat, der durch die Sprachwandelforschung erst aufbereitet und verfeinert wird. Was sie nicht braucht, bezeichnet sie gerne als unnötigen und unsystemati-

schen Ballaststoff. In neueren, evolutionär orientierten Arbeiten zum Sprachwandel, in denen man alles mögliche lesen kann, nur nichts über Sprachgeschichte, haben alle Daten, die von der Sprachwandelforschung nicht für interessant befunden werden, neuerdings Reliktcharakter, die von der Sprachgeschichte mitgeschleppt, von der Sprachwandelforschung endlich weggefiltert würden (vgl. Lass 1997, der das mißlungene Bild der "male nipples of language" für vorhandene, aber vermeintlich überflüssige Eigenschaften von Sprachen überstrapaziert). Die für die Sprachwandelforschung jeweils brauchbaren und unbrauchbaren Daten werden dabei fahrlässig mit Brauchbarem und Unbrauchbarem in der Sprache selbst verwechselt.

Wie kommt es, daß wir implizit von einer solchen Zweiklassen-Diachronie ausgehen? Die folgenden Überlegungen verstehen sich als eine erste Annäherung in drei Schritten an eine Antwort auf diese Frage, die zur Begutachtung hier vorgestellt werden soll.

## **II. Drei Hindernisse, die den Weg zu einer adäquaten Sprachwandelforschung versperren: Datenpositivismus, Kausalitätsglaube und instrumentelle Sprachauffassung**

### **II.1 Hindernis Datenpositivismus:**

Diese Position läßt sich mit einem vielgehörten Ausspruch zusammenfassen: "Es ist alles schon bekannt, oder?". Ausformuliert heißt das: Sprachgeschichte beschäftigt sich mit einem begrenzten Zeitraum und damit auch mit einem begrenzten Set an Daten. Diese seien längst erhoben, z.B. durch die fleißigen Junggrammatiker. Deren Handbüchern sei prinzipiell nichts mehr hinzuzufügen. Die Tore der Sprachgeschichtsschreibung sind geschlossen. Von den massiven Folgen dieser Auffassung sind zu nennen:

- Verwässerung der schon erarbeiteten Substanz der historischen Grammatik
- Begrenzung der Forschung auf das, was die Vorgänger übrig gelassen haben
- Methodische Rückständigkeit

Die historischen Grammatiken sind seit Jahrzehnten nur noch minimal modifizierte Abschriften älterer Handbücher<sup>1</sup>. Abschriften haben es an sich, daß sie mit der Zeit nicht besser werden. Stichproben bestätigen den Verdacht. Dafür sei nur ein Beispiel genannt: In einem mittelhoch-

deutschen Text "Der Schlegel" von Rüdiger der Hünkhover<sup>2</sup> ist von einem kargen Gericht die Rede, das einem Vater, der sein Vermögen den Kindern zu früh übergeben hatte, zubereitet worden war.

- 1 *diu was bereitet von nihte*
- 2 *âne kæse und âne smalz:*
- 3 *dar ûf gerêret was ein salz,*
- 4 *dar nâch ein milch und eine birn,*
- 5 *daz selten im gevröute daz hirn.*

Betrachten wir die Artikelverwendung, so entstehen einige Fragen. In dem Textausschnitt kommen vier 'mass nouns' bzw. Massennomina, auch Kontinuativa genannt, vor: von diesen vier werden zwei ohne Artikel gebraucht, in Übereinstimmung mit dem neuhochdeutschen Gebrauch: *kæse* und *smalz*. Ungewohnt ist dagegen die Verwendung *ein salz* und *ein milch*. Schlägt man nun in der neuesten, 23. Ausgabe der Mittelhochdeutschen Grammatik von Paul/Wiehl/Grosse (1989:386-387) nach, so findet man die Auskunft:

Bei Bezeichnungen für einen Stoff, eine Substanz oder Ähnliches steht *ein*, wenn nicht die Gesamtheit des naturgegebenen Umfangs gemeint ist, sondern ein spezifisches Quantum davon oder eine besondere Erscheinungsform; die Verbindung mit *ein* individualisiert also in einer gewissen Weise.

Es folgen mehrere Belege, z.B. *alsam ein bli* ("wie ein Stück Blei"). Wer weiß, worum es sich handelt, versteht diese Passage ganz gut. *Ein* wird als Numeralklassifikator verwendet, der Massennomina quantifiziert. Mit diesem Bereich der Grammatik beschäftigen sich allerdings nicht allzu viele, und so bleibt fraglich, ob jemand, der hier nachschlägt, mit dieser Aussage etwas anfangen kann. Die sehr vage Ausdrucksweise, daß *ein* "in gewisser Weise individualisiert" oder "eine besondere Erscheinungsform" einer Substanz meint, läßt den Verdacht aufkommen, daß auch die Verfasser hier eine Beschreibung nur anschaulich machen wollen, ohne allzugenau zu verstehen, was *ein* hier tatsächlich leistet. Wir erfahren im übrigen nicht, warum es *ein milch* heißt und nicht *eine milch*.

Schlagen wir in der Grammatik von Paul/Moser/Schröbler (21. Auflage 1975) nach, so finden wir diesselbe Passage. Sie wurde also von der vorausgegangenen Ausgabe unmodifiziert übernommen. Keine neuen Belege kommen dazu, geschweige denn, daß die systemlinguistische oder sprachtypologische Erkenntnisse zur Numeralklassifikation Berücksichtigung finden. Machen wir nun eine Stichprobe und sehen nach, was Hermann Paul selbst noch in seiner mittelhochdeutschen Grammatik zu diesem Phänomen schreibt, so finden wir in der 8. Auflage (1911:107, §224,2):

Der unbestimmte art. steht neben stoffbezeichnungen, wenn ein bestimmtes Quantum des stoffes gemeint ist: *an ein gras* (auf eine mit gras bewachsene stelle), *mit einem brunnen* (mit etwas frischem wasser). Häufig auch, wo man ihn nicht erwarten würde, bei vergleichungen: *wîz alsam* (wie) *ein snê. grüene alsam ein gras. swaere alsam ein bli.*

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Hermann Paul vor fast 90 Jahre weit präziser formuliert hat. Der Ausdruck "bestimmtes Quantum" ist mit Sicherheit im Zusammenhang mit dem Artikel zutreffender als der Ausdruck "spezifisches Quantum" oder "besondere Erscheinungsform [einer Substanz]". In den späteren Auflagen wurde mit Synonymen hantiert und der Text paraphrasiert und damit der Inhalt des Paragraphen scheinbar erweitert. Faktisch liegt kein Erkenntniszuwachs vor. Wir hätten aber Aufklärungsbedarf genug, beispielsweise was die Verwendung des Genus betrifft. Die historische Genusforschung hat in der Germanistik jedoch vor 100 Jahren aufgehört, wie Salmons (1992:82) festgestellt hat. Und nicht nur die historische Genusforschung, sondern weite Bereiche der historischen Grammatikschreibung nicht nur in der Germanistik, muß man hinzufügen.

Vergleichbare Stichproben kann man viele machen und man wird bald sehen, daß es keinen Kompetenzzuwachs, sondern Kompetenzabbau gegeben hat, trotz des anwachsenden Volumens der Grammatiken. Niemandem sind seither offensichtlich Beispiele wie *ein milch* in die Belegsammlung gerutscht.

Neue Daten werden offensichtlich kaum mehr erhoben, jedenfalls nicht dort, wo alte Daten vorliegen. Wertet man die Bibliographien aus, so kann man in bezug auf die Erforschung der

alt- und mittelhochdeutschen Grammatik von Datenrinsalen<sup>3</sup> sprechen, die zudem durch die fragwürdige Tradierung<sup>4</sup> so verunreinigt sind, daß man sie besser nicht weiter verarbeitet.

Der Glaube an die Objektivität und Unveränderlichkeit der Daten hat zu einem umfassenden Datenverlust geführt. Lediglich die Bereiche, die von den Junggrammatikern und ihren Schülern nicht bearbeitet wurden, werden noch bearbeitet, beispielsweise das Frühneuhochdeutsche. Man ist also auf der Suche nach unerschlossenen Gebieten. Nach neuen Daten. Daß man auch die bereits erhobenen Daten regelmäßig mit einem veränderten Blick betrachten und neu erklären muß, wird aufgrund eines naiven Datenpositivismus übersehen. Daten müssen jedoch gleichsam einer regelmäßigen methodischen Wartung unterzogen werden. Dazu sei nur ein Beispiel aus der eigenen Werkstatt genannt. Wer die Entstehung des Artikels untersucht, achtet heute darauf, in welcher syntaktischen Position der Artikel entsteht. Das Satzsyntagma ist, wie man heute weiß, mit unsichtbaren Definitheitswerten besetzt. Man kann nicht einfach Artikelvorkommen erheben und auszählen, ohne die syntaktischen Umgebungen zu berücksichtigen, in denen sie erscheinen. In keiner empirischen Arbeit zur Entstehung des Artikels im Deutschen ist diese durch die Grammatiktheorie verbesserte Optik berücksichtigt. Man stelle sich vor, die Mediziner würden heute statt mit Elektronenmikroskopen mit den Mikroskopen der ersten Generation auf die Präparate schauen. Mit solchen alten sprachhistorischen Daten sind die über Sprachwandelprozesse Arbeitenden heute konfrontiert.

Daß nicht alles bekannt ist, hat inzwischen eindrucksvoll Theo Vennemann am Beispiel des Kernbestands des Wissens der historischen Grammatik - den Lautverschiebungen - demonstriert. An diesem Beispiel läßt sich neben der Diagnose des Datenmangels und der Datenblindheit zusätzlich noch eine ausgeprägte Allergie gegenüber neuen Daten und Denkansätzen feststellen. Doch bis jetzt wurde nur das kleinste Hindernis für eine adäquate Sprachwandelforschung geschildert. Weit dramatischer sind die Auswirkungen eines Kausalitätsglaubens, der aufgrund eines extrem datenarmen Buchs von Keller 1990 ein Revival erlebt hat, so als wären Coserius Einsichten plötzlich Makulatur<sup>5</sup>. Als nächstes wird zu zeigen sein, daß Datenverlust und Kausalitätsglaube einander bedingen.

## II.2 Hindernis Kausalitätsglaube

Das nächste Hindernis läßt sich vielleicht am besten durch ein Gedankenexperiment plausibel machen: Stellen Sie sich vor, Sie planen eine längere Fahrradtour von Ihrem Wohnort an einen schönen See im Süden und zurück. Ein dringender Termin schiebt sich dazwischen, und sie stellen fest, daß Sie nur soviel Zeit haben, die Strecke einmal zu fahren: entweder hin oder zurück. Wie entscheiden Sie sich? Fahren Sie mit dem Fahrrad zum See und anschließend mit der Bahn zurück? Oder machen Sie es umgekehrt? Fahren Sie mit der Bahn zum See und anschließend mit dem Fahrrad zurück an Ihren Wohnort?

Ich habe die Frage in drei Vorlesungen, also etwa 350 Studenten gestellt, und sie alle haben - bis auf drei bis vier Ausnahmen - auf gleiche Weise geantwortet. Sie fahren mit dem Rad hin und mit der Bahn zurück. Ich würde es genauso machen. Aber warum ist das so?

Es gibt eine Begründung für diese Präferenz: es ist eine ganz bestimmte kognitive Orientierung, die unsere Entscheidungen, Handlungen und vor allem aber die Struktur unserer Sprache prägt, ohne daß wir uns dessen bewußt sein müssen. Wir favorisieren die Progression vom Bekannten zum Unbekannten. Sprachwissenschaftler kennen das als Thema-Rhema-Progression. Das Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten stellt den Grundmodus der syntaktischen Serialisierung dar. Von dieser Präferenz kann abgewichen werden, aber nicht ohne Grund. Jede Abweichung davon ist markiert und muß daher ausdrucksseitig signalisiert und damit kodiert werden. Die wenigen Studenten, die die umgekehrte Richtung für ihre Fahrradfahrt angeben hatten, nannten immer einen zusätzlichen Grund, beispielsweise daß sie mit dem Rad lieber bergab als bergauf fahren; und bei dem genannten Beispiel ging es tatsächlich bei der Rückfahrt bergab.

Wir können davon ausgehen, daß die genannte kognitive Präferenz für die Progression vom Bekannten zum Unbekannten als Grundmodus nicht nur für Fahrradausflüge und die Syntax gilt, sondern daß sie vielmehr alles betrifft, bei dem die kognitiven Prozesse, das Denken und Mitdenken, eine Rolle spielen. Das dürfte bei der Beschäftigung mit Sprachgeschichte und Sprachwandel der Fall sein!

Doch, wie sind unsere sprachgeschichtlichen Darstellungen tatsächlich aufgebaut? Entsprechen sie unseren kognitiven Vorlieben und Grundorientierungen? Offensichtlich nicht. Die Pro-

gression vom Althochdeutschen über das Mittelhochdeutsche zum Frühneuhochdeutschen weist eine Progression vom Unbekannten zum Bekannten auf. Die Darstellungsrichtung verläuft somit genau entgegengesetzt zu unseren latenten, ständig wirksamen kognitiven Strategien: Nichts könnte unattraktiver für den menschlichen Geist sein. So wie Sie durch die 'umgekehrte Fahrtrichtung' durchaus auf die Idee kommen können, die Exkursion gleich ganz zu lassen, ebenso kommen auch die Studierenden und damit konsequenterweise der wissenschaftliche Nachwuchs auf die Idee, der Exkursion in die Sprachgeschichte aus dem Weg zu gehen.<sup>6</sup>

Wieso wird nun aber bei den sprachgeschichtlichen (und geschichtlichen) Darstellungen ein Verfahren gewählt, das unseren kognitiven Verfahren, die wir sonst anwenden, um uns die Welt zu erschließen und sie zu verstehen, so zuwiderläuft? Warum wird so unausweichlich eine chronologische Ordnung gewählt? Es ist der Versuch einer kausalen Darstellungsweise, die in Konflikt gerät mit unserer kognitiven Ausstattung. Es ist die Überzeugung, daß die früheren Sprachstufen mit den späteren in einem kausalen Zusammenhang stehen. Die früheren lösen den späteren Sprachwandel aus.

Wer strukturalistisch denkt und zwar aus einem Reflex heraus, wer also nicht nur ein oberflächlich angelegener Strukturalist ist, müßte eigentlich erkennen, daß Kausalitätsprinzip und strukturelles Denken inkompatibel miteinander sind. Innerhalb eines komplexen Gebildes wie es die Sprache darstellt, gibt es nur unaufhörlich und unbegrenzt viele Interdependenzen, aber genau betrachtet keine kausalen Relationen. Gegenseitige Abhängigkeiten zwischen vielen und sogar potentiell unendlichen Einheiten lassen sich nicht durch ein Vorher und ein Nachher in den Griff bekommen und beschreiben oder erklären. Nicht das Frühere wirkt auf das Spätere, sondern das Implizierende auf das Implizierte. Die hierarchisch niedriger organisierten Einheiten "folgen" im doppelten Wortsinn den hierarchisch höher organisierten Einheiten. Die Phonologie "folgt" in diesem Sinn der Morphologie; sie ist ihr untergeordnet (und daher auch in höherem Maß automatisiert). Die Ordnung der Sprache steht außerhalb der chronologischen Ordnung. Wollte man aber die chronologische Sprechweise beibehalten, müßte man paradoxerweise sagen, daß in der Sprache das Spätere (das Ganze, der Plan) dem Früheren (dem Teil) vorausgeht. Kausalität ist in diesem Sinn nur auf derselben Ebene der strukturellen Organisation von Sprache möglich, und selbst dort stellt sie den Ausnahmefall dar. In der Regel kann die Er-

fahrung der Kausalität nur als Epiphänomen der Beschreibung eines zu klein gewählten Ausschnitts aus dem betrachteten System entstehen.

Tatsächlich wurden in der diachron orientierten Sprachgeschichtschreibung die bearbeiteten Ausschnitte gezielt reduziert. Begründet wurde dieses Verfahren damit, daß man eben nicht alles gleichzeitig machen kann, diachron und synchron arbeiten. Gründe der Arbeitsökonomie wurden und werden gerne dafür angeführt. Der tiefere Grund besteht jedoch m.E. Erachtens darin, daß nur dieses Beschreibungsverfahren kausale Interpretationsergebnisse garantiert.

- Man beschreibt entweder synchron das Althochdeutsche und anschließend das Mittelhochdeutsche und postuliert dann anschließend "ein kausales Band" zwischen beiden. Mit David Hume möchte ich hier einwenden: Ich habe dieses kausale Band noch niemals gesehen.
- Oder man beschreibt ein isoliertes Phänomen, das aus dem Sprachsystem gerissen wird, über mehrere Sprachstufen hinweg. Interdependenzen sind auf diese Weise nicht mehr darstellbar, sondern nur einseitige Abhängigkeiten, die sich dann leicht kausal interpretieren lassen.
- Kausale Erklärungsmuster werden selbst dann favorisiert, wenn sie absurd sind, z.B. wenn der "Lautwandel vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen" beschrieben wird. Verglichen werden dabei zwei unterschiedliche Sprachlandschaften: Eine sprachareale Differenz wird als chronologische Folge von zwei Lautsystemen mißverstanden oder zumindest so dargestellt (und unterrichtet). Das "Vorher" und "Nachher" stellt eine bloße Konstruktion dar. Die kausal wirkenden Lautgesetze sind nichts als Fiktion. Was vorliegt, sind einzig Korrelationen von Lauten, die weder in einem chronologischen noch in einer kausalen Relation zueinander stehen.

Wir könnten Sprachgeschichte nicht nur anders betreiben; wir müssen es. Und zwar nicht nur, um die Sprachgeschichte attraktiver und kognitiv verarbeitbar zu machen. Wir müssen Sprachgeschichte anders betreiben, weil anzunehmen ist, daß sich unsere kognitiven Strategien auch in der Diachronie wiederfinden. Ähnliche Muster dürfen wir nämlich überall dort erwarten, wo wir es mit Form zu tun haben und nicht nur mit formloser Substanz. Da Sprache schon auf der



lautlichen Ebene eine Form darstellt und nicht eine materielle Substanz (d.h. ein bloßes Geräusch) stellt jede kausale Darstellung in methodischer Hinsicht potentiell eine Verfälschung der Daten dar. Rudi Keller ist dieser Vorwurf zu machen. In seinem Sprachwandelbuch, in dem er das Konzept der Kausalität zu reetablieren versucht, steht wenig über Sprachgeschichte, was ja schon vielfach bemerkt wurde; es finden sich dort ein oder zwei isolierte Ausschnitte aus der historischen Semantik, die so klein gewählt sind, daß sie nicht mehr anders als kausal gedeutet werden können. Bei einer gründlicheren Bearbeitung und größer gewählten Beobachtungsdomänen erzeugt der kausale Erklärungsansatz dagegen regelmäßig Probleme. Harris/Campbell 1995, deren primäres Interesse den Ursachen des Sprachwandels gilt, sehen sich mit einer Fülle von Einzelursachen konfrontiert, die ihrerseits wiederum nicht in einen kausalen Zusammenhang gebracht werden können. Als Ausweg wählen sie (Harris/Campbell 1995:315) den Terminus der multiplen Kausalität. Dieser Terminus läßt sich paraphrasieren als: "Die Situation ist zu komplex, als daß wir sie überblicken könnten, aber sie ist auf jeden Fall kausal organisiert". Das Ausgangsaxiom (Kausalität als Grundprinzip sprachlichen Wandels) steht uns am Schluß als Ergebnis gegenüber. Natürlich muß die unüberprüfte Behauptung einer "multiple causation" auch dafür herhalten, daß sich Sprachwandel nicht prognostizieren läßt. Aus abgelegenen Sprachen werden schließlich dann noch schwer nachprüfbar Beispiele gewählt, die beweisen sollen, daß eine hierarchisch niedrigere Ebene eine höhere Ebene beeinflussen kann. Harris/Campbell wählen das Prä-Georgische (Pre-Georgian), um zu zeigen, daß phonologischer Wandel morphologischen Wandel auslösen könne. Das Rekurrieren auf nichtdokumentierte und rekonstruierte Phasen einer Sprache (also wiederum die Datenarmut) sichert die gewünschte kausale Lesart<sup>7</sup>.

Das erste Hindernis - Datenmangel - und das zweite Hindernis - Kausalitätsglaube - verstärken sich gegenseitig, wie man leicht erkennen kann.

### **II.3 Hindernis 'instrumentelle Sprachauffassung'**

Das Desinteresse an Sprachgeschichte läßt sich aus den beiden genannten Hindernissen für eine adäquate Sprachgeschichtsschreibung noch nicht vollständig ableiten. Viele empfinden nämlich die Beschäftigung mit Sprachgeschichte schon als Last, noch bevor sie eine sprachgeschichtliche Darstellung in chronologischer Ordnung in die Hand genommen haben und noch bevor sie erfahren, daß angeblich alles schon bekannt sei.

Es gibt einen tieferen Grund für das sich spontan und akut einstellende Desinteresse an der 'Vergangenheit' der Sprache. Dieser Grund läßt sich entdecken, wenn man bereit ist, ein weiteres Gedankenexperiment durchzuführen: Man betrachte seine Lebenswelt und überlege, was oder wer imstande ist, ein Interesse für seine Geschichte auszulösen. Wer zwei Listen mit den 'Objekten' führt, deren Vergangenheit als relevant versus als irrelevant eingestuft wird, entdeckt bald den gemeinsamen Nenner für sein Desinteresse versus Interesse an Geschichte: Alles, was für uns instrumentellen Charakter hat, dessen Geschichte erscheint uns als weitgehend bis völlig irrelevant. So erklärt sich beispielsweise das Desinteresse an der Geschichte von Gebrauchsgegenständen etc. Die Geschichte von Instrumenten bzw. von Mitteln, die Zwecken untergeordnet sind, wird von uns kognitiv vernachlässigt und als irrelevant ausgefiltert. Man kann das genannte Gedankenexperiment beliebig lange durchführen und wird immer wieder auf die hier transparent gewordene Dichotomie kommen.

Wenn uns Sprachgeschichte also nicht interessiert, so ist das ein deutlicher Hinweis darauf, daß wir zur Sprache ein instrumentelles Verhältnis haben. Sprache wird seit der Neuzeit, d.h. seit der Renaissance tatsächlich zunehmend als Instrument betrachtet: als Instrument zum Ausdruck von Gedanken. Es handelt sich also um ein relativ unemotionales Verhältnis gegenüber der Sprache. Emotionalität in bezug auf Sprache läßt sich in der Neuzeit und Moderne bis heute immer nur dann beobachten, wenn die Sprache unter Verdacht ist, ein schlechtes oder ungeeignetes Instrument zum Ausdruck von Gedanken darzustellen.

Instrumente haben es an sich, daß uns ihre Geschichte nicht oder nur selten interessiert. Wer meint, daß er Sprache dazu nutzt, um Gedanken auszudrücken, kann sich verständlicherweise nicht groß für die Geschichte von Sprache interessieren. Die Geschichte von Instrumenten und Gebrauchsgegenständen kann schon geschrieben werden. Aber sie hat Liebhaberstatus, bezieht sich zudem in der Regel auf nichtrepräsentative, zufällig gewählte Ausschnitte, weil aus dieser Perspektive Relevantes von Irrelevantem nicht mehr unterschieden werden kann.

Betrachtet man die Reaktionen auf die Tätigkeiten von Sprachhistorikern und die Reaktion der Öffentlichkeit darauf, bemerkt man häufig, daß ihre Beschäftigung eben solchen Liebhaberstatus hat. Das Kokettieren mit dem Schmunzeln der Kollegen und der studentischen Öffentlichkeit ist so selten nicht. Oft ist es die einzige positive Reaktion, auf die jemand noch hoffen kann,

der sich über den epistemologischen Status des Fachs nicht im klaren ist und daher seine Tätigkeit nicht verteidigen kann, obwohl deren Relevanz durchaus eine subjektive Erfahrungstatsache darstellen kann. Lass (1997), der seine Daten aus einer solch exotischen Disziplin bezieht, treibt diese Haltung auf die Spitze: Er habe sich schon als Kind für Dinosaurier interessiert, erklärt er im Vorwort seine Vorliebe für Sprachgeschichte und Sprachwandel.

Jetzt wird auch erkennbar, warum es zwei Sorten von Diachronie gibt, die 'gute' Sprachwandelforschung und die 'überflüssige' Sprachgeschichtsforschung. Die Beliebtheit der Sprachwandelforschung beruht auf einem Diktum, das auf Hermann Paul zurückgeht: Daß nämlich in der Diachronie dieselben unveränderlichen Gesetze ("Prinzipien" heißen sie bei Hermann Paul) wirksam sind wie in der Synchronie. Die Untersuchung von Sprachwandelprozessen ist nichts anders als eine Fortsetzung der Synchronie mit anderen Mitteln und anderen Daten. Die Sprachwandelforschung ist die Hilfsdisziplin der weiterhin synchron orientierten Sprachtheorie. Es interessiert im Grunde nur, wie Sprache funktioniert, jedoch nicht, welche Geschichte sie hat. Nur wenn wir uns durch die Untersuchung ihrer Entwicklung versprechen, daß wir ihre Funktion besser verstehen, erscheint eine Berücksichtigung ihrer Geschichte als legitim.

Es gibt also die funktional orientierte Diachronie - die Sprachwandelforschung, die nichts über die Sprachgeschichte an sich und alles über die als zeitlos konzipierte Funktion von Sprache erfahren will. Sie könnte jederzeit ersetzt werden durch die Kindspracherwerbsforschung oder andere Disziplinen, welche die funktionalen Aspekte der Sprache zu erklären helfen. Nur die unveränderlichen Anteile der Diachronie werden als für interessant befunden. Nur die zeitlosen Aspekte der Diachronie werden ernstgenommen.

Daneben gibt es die Sprachgeschichtsforscher, welche die von den Vorgängern vergessenen Daten sammeln, dabei anscheinend insgesamt viel Irrelevantes aufsammeln, nämlich auch all das, was vermeintlich nur gesetzloser bzw. prinzipienloser Zufall der Sprachgeschichte ist. Es handelt sich um eine Art Diachronie niedrigerer Ordnung, die erst durch die Sprachwandelforschung in eine Diachronie höherer Ordnung transformiert wird<sup>8</sup>. Die Sprachwandelforschung geht dabei paradoxerweise von dem Axiom aus, daß Sprache unwandelbar ist, zumindest was ihre wesentlichen Aspekte betrifft. Die Auffassung vom instrumentalen Charakter der Sprache führt ganz zwangsläufig zu einer geschichtslosen Auffassung von Sprache.

Doch wie sicher können wir tatsächlich sein, daß Sprache ein Instrument zum Ausdruck von Gedanken ist? Diese Auffassung selbst ist jedenfalls historisch datierbar. Sie war nicht schon immer wie selbstverständlich vorhanden. Sie ist im Laufe von Jahrhunderten entstanden, in denen sich ein gigantischer Umdefinierungs- und Abwertungsprozeß von Sprache ereignet hat.

Bei Aristoteles wird Sprache noch nicht als Mittel zum Ausdruck der Gedanken beschrieben. Vielmehr ist sie ein Mittel zum Eindruck der Gedanken (vgl. Leiss 1998). Gerade der Titel seiner Schrift 'De interpretatione' macht das deutlich. Viele moderne Kommentatoren von Aristoteles haben sich über den Titel der Schrift gewundert, handelt sie doch weder von Übersetzung noch von Interpretation oder Hermeneutik. Vielmehr könnte man sie zusammen mit seiner Kategorienschrift als Einführung in die Wissenschaft von der Sprache bezeichnen. Wieso dann dieser Titel? Die Sprache wird von Aristoteles als Übersetzerin verstanden. Sie übersetzt uns die Welt so, daß sie für uns verständlich und damit dekodierbar wird. Das Denken ist danach das Ergebnis dieses Übersetzungsprozesses. Sprache ist nach dieser Auffassung die Instanz, die menschliche Erkenntnis erst möglich macht. Denken ist demnach ein Epiphänomen von Sprache, wie es Bickerton kürzlich formuliert hat. Wir verdanken nach Bickerton 1996 der Sprache all jene mentalen Eigenschaften, die uns von den anderen Lebewesen unterscheiden: "We have language grafted onto a primate brain, and that's it" (1996:156). Bickerton bringt das auf die Formel: "Language is the hen while human cognition is the egg" (1996:160). Mit Bickerton kündigt sich ein möglicher Paradigmenwechsel in bezug auf die Einschätzung des Stellenwerts von Sprache an. Im Grunde ist es nicht überraschend, daß mit der Ab- und Auflösung der Moderne sich auch eine Erosion neuzeitlicher und moderner Sprachauffassungen ankündigt.

### **III. Fazit**

Sollte Sprache mehr leisten als nur die Materialisierung von fertigen Gedanken und sollte sie tatsächlich die Voraussetzungen für den Aufbau der Humankognition bereitstellen (z.B. durch die Techniken der temporalen und modalen Deixis), dann wäre eine instrumentelle Sicht auf Sprache inadäquat. Unangemessen wäre dann auch die Vernachlässigung des geschichtlichen Aspekts von Sprache. Wir hätten uns dann für mehr zu interessieren als nur für die Synchronie

in der Diachronie, wie das die Sprachwandelforschung im Dienst der Sprachtheorie derzeit praktiziert. Wir würden uns klarmachen müssen, daß Sprache aus festen und weniger festen "Gewohnheiten" besteht, wie Peirce Gesetze (auch Naturgesetze) und Prinzipien benennt, um den bis heute nicht begründeten und begründbaren Begriff der Kausalität zu umgehen. Wir würden es plausibel finden, daß gerade die weniger festen, deswegen aber noch lange nicht zufälligen Gewohnheiten der Sprache unser Interesse finden müßten, da sie das Experimentierfeld der Sprache und der menschlichen Kognition darstellen. Die vernachlässigte historische Semantik wäre zum Beispiel plötzlich wichtig. Zu berücksichtigen wäre auch der Medienwechsel<sup>9</sup> und seine Einwirkung auf die Sinne und die Verrechnung der Sinnesdaten, die auch die 'festen Gewohnheiten der Syntax' nicht unverändert läßt.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Wir haben heute keine zuverlässigen sprachgeschichtlichen Daten. Wir haben eine kausale Auffassung von Sprachgeschichte, die sich in den sprachgeschichtlichen Darstellungen widerspiegelt. Beides ist die Folge einer instrumentellen und damit unhistorischen Betrachtungsweise der Sprache. Man stelle sich vor, diese Sicht auf die Sprache wäre unzutreffend oder zumindest nur ein typisches "Renaissance-Dogma". Mit der Aufgabe einer instrumentellen Sicht auf die menschliche Sprache würde sich die Neugier auf die historische Dimension von Sprache von selbst einstellen. Es würden Fragestellungen entstehen, die mehr als nur die invarianten Prinzipien des Sprachwandels betreffen. Diese Fragen wären so essentieller Natur, daß wir Antworten wollten, "koste es, was es wolle". Die Legitimation der Sprachgeschichte ist ganz offensichtlich eng mit der Definition von Sprache selbst verbunden.

### **Anmerkungen:**

1. Wegera (1990:103) weist unmißverständlich auf die wachsende Unzufriedenheit mit dem Defizit der mittelhochdeutschen Grammatikschreibung hin. Die Liste der von ihm (1990:106-109) formulierten Anforderungen an eine wissenschaftliche Grammatik des Mittelhochdeutschen läßt sich gleichzeitig als Mängelkatalog der historischen Grammatikschreibung ganz allgemein lesen.
2. Rüdiger der Hünkhöfer: Der Schlegel. In: *Novellistik des Mittelalters*. Hg., übersetzt und kommentiert von Klaus Grubmüller. Frankfurt am Main 1996.

3. Wegera (1990:103-104) meint, daß das Mittelhochdeutsche heute die Sprachperiode sei, über die wir am wenigsten wissen. Für das Althochdeutsche mit seinem begrenzten Textkorpus sieht der Befund, was die Grammatikforschung betrifft, mindestens ebenso dramatisch aus. Nicht selten ist man auf vor Jahrzehnten, wenn nicht vor über einem Jahrhundert abgefaßte Dissertationen angewiesen, wenn man an die Forschungsliteratur zu einem Teilbereich bearbeiten will.
4. Gemeint sind die normalisierten Editionen, die für sprachwissenschaftliche Auswertungen ungeeignet sind. Dennoch stellen sie die Quellenbasis der historischen Grammatiken dar (vgl. Wegera 1990:103-104). Dieses Problem wird noch lange akut bleiben, da wir nicht bei jeder grammatischen Fragestellung bei Null (mit dem Handschriftenstudium) anfangen können. Die Kritik der "Neuen Philologie", die von der Mittelalterphilologie wieder eine vermehrte Zusammenarbeit mit der Sprachwissenschaft fordert, bezieht sich vor allem auf die normalisierten Editionen und die unreflektierten Vorannahmen (und im Grunde auch Verfälschungen), die in solche Editionen einfließen. Eine zusammenfassende Einführung in die "Neue Philologie" findet sich in Stackmann 1994.
5. Dort, wo Coseriu weniger rezipiert wurde, waren schon immer kausalistisch orientierte Sprachwandeldarstellungen die Regel. Für den englischsprachigen Bereich bildet nur die Schule um Shapiro, der Jakobsons Ansatz ausbaut, eine Ausnahme.
6. Es sei denn, es sind andere Gründe vorhanden, beispielsweise eine Stelle mit einem guten Gehalt, oder die Aura eines Lehrers. Solche wissenschaftsfremden Motivationen können jedoch ein Fach auf Dauer nicht legitimieren.
7. Auch die bekannteren "Beweise" für das vermeintliche Auslösen morphologischen Wandels durch phonologischen Wandel halten einer strengen Überprüfung nicht stand. Man denke an das kanonische Beispiel des Verlusts der Kasusendungen durch die Endsilbenabschwächung in germanischen Sprachen wie dem Englischen oder Deutschen. Bammesberger 1992 hat in bezug auf das Englische gezeigt, daß hier keine blinden Lautwandelgesetze am Werk waren, sondern daß vielmehr der Lautwandel durch morphologisch motivierte Analogie in bestimmte Richtungen gesteuert wurde. Er nimmt daher an, daß morphologischer und syntaktischer Wandel weit häufiger syntaktischen Wandel auslöst als umgekehrt. Das ist eine vorsichtige Formulierung, die man in eine Forderung umwandeln sollte: bei allen scheinbaren "Beweisen" für das Auslösen von morphologischem Wandel durch phonologische Faktoren, sollte man deutlich Daten und Interpretation voneinander trennen, um so intersubjektiv nachvollziehbar zu machen, inwieweit sich die kausalistische Lesart einer apriorischen Axiomatik verdankt (genauer dazu Leiss 1999).
8. Vgl. Donhauser 1995, die versucht, die Sprachgeschichtsforschung sekundär am Prestige der Prinzipien- und Parametertheorie partizipieren zu lassen.
9. Beispielsweise besteht ein enger Zusammenhang zwischen Buchdruck und Sprachnormierung. Man muß sich klar machen, daß der größte Teil der uns verfügbaren sprachhistorischen Daten in die Zeit der Sprachnormierung fällt. Sprachnormen haben es nun aber fertig gebracht, sprachliche "Systeme" zu erzeugen, die sich unter nichtnormativen Bedingungen von Jahren in tausenden von Jahren nicht formiert hatten. In normativen Grammatiken wurden und werden Regeln formuliert, die der sprachlichen Realität nicht entsprechen. Diese "Regeln" werden gelehrt und abgeprüft, bis sie zu Reflexen werden. Durch diese metasprachlichen Eingriffe in ein zu wenig verstandenes komplexes System sind tatsächlich "unnatürliche Sprachen" entstanden.

## Literatur:

- Bammesberger, Alfred: Phonology, analogy, and how languages change: Notes on the development of some grammatical categories in English. In: Kellermann, Günter/Morrissey, Michael (Eds.): *Diachrony within Synchrony: Language History and Cognition. Papers from the International Symposium at the University of Duisburg. Frankfurt am Main [etc.] 1992*, S. 359-375.
- Bickerton, Derek: *Language and human behaviour*. London 1996.
- Coseriu, Eugenio: *Synchronie, Diachronie und Geschichte*. München 1974 [zuerst 1958].
- Coseriu, Eugenio: Vom Primat der Geschichte. In: *Sprachwissenschaft* 5 (1980), 125-145.
- Coseriu, Eugenio: Linguistic Change Does not Exist. In: *Linguistica Nuova ed Antica* 1 (1983), 51-63.
- Donhauser, Karin: Die neue Rolle der Diachronie in der Grammatiktheorie. Perspektiven einer modernen historischen Syntaxforschung. In: Lerchner, Gotthard/Schröder, Marianne/Fix, Ulla (Eds.): *Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große. Frankfurt am Main 1995 (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte; 2)*, 23-30.
- Harris, Alice C./Campbell, Lyle: *Historical syntax in cross-linguistic perspective*. Cambridge 1995 (Cambridge studies in linguistics; 74).
- Keller, Rudi: *Sprachwandel*. 1. Auflage, Tübingen 1990 (UTB für Wissenschaft; 1567).
- Lass, Robert: *Historical Linguistics and Language Change*. Cambridge 1997.
- Leiss, Elisabeth: Aristotelische Linguistik. Der Neubeginn einer Philosophischen Grammatik durch Jean-Marie Zemb. In: *Sprachwissenschaft* 23 (1998), 141-165.
- Leiss, Elisabeth: Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf morphologischer und syntaktischer Ebene. In: Besch, Werner u.a. (Eds.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Auflage. Berlin, New York ca. 1999 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 2,2), Artikel 52.
- Paul, Hermann: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 8. Auflage. Tübingen 1911.
- Paul, Hermann/Moser, Hugo/Schröbler, Ingeborg: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 21., durchgesehene Auflage 1975.
- Paul, Hermann/Wiehl, Peter/Grosse, Siegfried: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 23. Auflage, Tübingen 1989.

- Salmons, Joe: The Evolution of Gender Assignment from OHG to NHG. In: Lippi-Green, Rosina (Ed.): *Recent Developments in Germanic Linguistics*. Amsterdam, Philadelphia 1992 (*Current Issues in Linguistic Theory*; 93), 81-95.
- Shapiro, Michael: *The Sense of Change. Language as History*. Bloomington, Indianapolis 1991.
- Stackmann, Karl: Neue Philologie? In: Heinzle, Joachim (Ed.): *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*. Frankfurt am Main 1994, S. 398-427.
- Wegera, Klaus-Peter: *Mittelhochdeutsche Grammatik und Sprachgeschichte*. In: Besch, Werner (Ed.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag*. Frankfurt am Main 1990, 103-113.